

Überlegungen zum Gefühl des Fremdseins

Das Wort „fremd“ wird häufig mit Negativem verbunden, kein Wunder, niemand fühlt sich gerne fremd, denn damit gehen meist Unsicherheit und Einsamkeit einher. Wenn einem ein Mensch fremd geworden ist, dann fällt es einem schwer, zu diesem Zugang zu finden. Ist jemandem eine Ansicht fremd, dann ist er unfähig, diese nachzuvollziehen, und wenn man sich selbst fremd ist, dann leidet man unter inneren Konflikten.

Von außen betrachtet erscheint das Problem der Menschheit mit dem Fremdsein geradezu lächerlich. Auch wenn sich die Gefühle und Gedankengänge eines Tieres nur schwer ermitteln lassen, so kann man wohl nicht annehmen, dass eine Ameise eine Artgenossin derselben Kolonie als Fremde sieht, weil sie mit dieser noch nie näher in Kontakt getreten ist, und sich deshalb befangen verhält. Auch die Vorstellung von einer Ameise, die in den Spiegel blickt und meint, sich in einem fremden Körper, einem fremden Leben zu befinden, ist mehr als grotesk. Die Ameisenkolonie funktioniert reibungslos, das Gefühl des Fremdseins quält hier niemanden.

Nun ist der Vergleich der Psyche der Ameise mit der Psyche des Menschen selbstverständlich nicht optimal, das Insekt könnte sich ein so hohes Maß an Emotionen nicht erlauben, da die Gemeinschaft nicht mehr so effizient arbeiten würde, wenn alle zuerst den Sinn des Daseins erforschen müssten. Wobei der wichtigere Grund, warum sich Ameisen und Menschen seelisch nur schwer vergleichen lassen, im intellektuellen Unterschied liegt. Dass das menschliche Gehirn komplexer ist als das der Ameise, auch wenn diese ihres in einigen Fällen effizienter zu nutzen scheint, ist allgemein bekannt. Grübelt der Mensch nur deswegen so gerne, weil ihn sein überaus ausgeprägter Denkapparat dazu befähigt oder muss er diesen einfach nur beschäftigen? Nur weil wir in der Lage sind, uns über unser Umfeld Gedanken zu machen, können wir uns darin fremd fühlen. Ist die Evolution bei der Entwicklung unseres Gehirns möglicherweise zu weit gegangen? Wäre es nicht viel praktischer, einfach zu funktionieren wie die Ameisen?

Nur auf den ersten Blick. Denn wenn wir uns an einem Ort fremd fühlen, dann bedeutet das, dass wir das Vertraute vermissen. Wenn uns das Tun eines anderen fremd vorkommt, dann liegt dem das Bedürfnis zu Grunde, dieses zu verstehen, sich in den anderen hineinzusetzen. Der Mensch ist ein soziales Wesen, was ihm in der Geschichte der Evolution nicht zum Nachteil gereicht hat. Auch die Ameise ist als staatenbildendes Insekt sehr wohl sozial veranlagt, doch bei den Ameisen ist das Individuum nur ein Zahnrad, welches optimal zu funktionieren hat. Den Menschen stoßen solche Vorstellungen eher ab, er strebt nach Vertrauen und Freundschaft. Worin die Wurzeln dieser Triebe liegen, ist eine evolutionäre Frage. Um zu erkennen, dass der Mensch dazu neigt, etwas ins Herz zu schließen, muss man jedoch kein Wissenschaftler sein. Wenn wir etwas als fremd empfinden, dann vermissen wir darin das Liebgewonnene. Wir könnten uns nicht fremd fühlen, wenn uns alles Zwischenmenschliche und Emotionale gleichgültig wäre. Auch uns selbst könnten wir nicht fremd sein, wenn wir unsere Entscheidungen und unseren Charakter nie überdenken würden.

Das Gefühl des Fremdseins scheint aus dieser Perspektive betrachtet eher die negative Folge von etwas im Grunde Positiven zu sein, nämlich den sozialen Fähigkeiten des Menschen.